



WOMAN IN CABIN 10

Thriller

Es ist ein Mörder auf dem Schiff.
Aber niemand glaubt dir.

RUTH WARE

Ruth Ware

Woman in Cabin 10

Thriller

Deutsch von Stefanie Ochel

dtv

Für Eleanor

In meinem Traum trieb die Frau in den kalten, lichtlosen Tiefen der Nordsee, weit unter den peitschenden Wellen und den Schreien der Möwen. Ihre lachenden Augen waren weiß und vom Salzwasser aufgequollen, die bleiche Haut runzlig, und ihre Kleider hingen, von spitzen Felsen zerrissen, in Fetzen an ihrem Leib.

Ich sah ihre langen schwarzen Haare, die im Wasser wie dunkles Seegras wogten, sich in Muscheln und Fischernetzen verfangen und von der Strömung ans Ufer gespült wurden. Wie schlaffe, zerfranste Seile lagen sie am Strand, während das Geräusch der Wellen, die unablässig gegen den Kies schlugen, in meinen Ohren dröhnte.

Als ich aufwachte, war ich vor Angst wie gelähmt. Ich brauchte eine Weile, bis ich wieder wusste, wo ich war, und noch länger, um zu begreifen, dass das Rauschen in meinen Ohren nicht Teil meines Traums war. Es war real.

Das Zimmer war dunkel, in der Luft lag der gleiche feuchte Dunst wie in meinem Traum, und als ich mich aufsetzte, spürte ich einen Luftzug auf der Wange. Das Geräusch schien aus dem Bad zu kommen.

Zitternd stieg ich aus dem Bett. Die Tür zum Bad war geschlossen, doch als ich näher hinging, wurde das Rauschen lauter. Mein Puls ging schneller. Ich fasste mir ein Herz und stieß die Tür auf. Das Prasseln der Dusche erfüllte den kleinen Raum, während ich mit bebenden Fingern nach dem Lichtschalter tastete. Licht durchflutete das Bad – und da sah ich es.

Auf dem beschlagenen Spiegel stand in riesigen Buchstaben: HALT DICH RAUS.

Erster Teil

1

Freitag, 18. September

Das erste Anzeichen, dass etwas nicht stimmte, waren die Pfoten der Katze auf meinem Gesicht, die mich mitten in der Nacht aus dem Schlaf rissen. Ich hatte wohl am Abend die Küchentür offen gelassen. Es rächte sich eben, betrunken nach Hause zu kommen.

»Hau ab«, stöhnte ich. Delilah miaute und stieß ihr Köpfchen gegen mein Kinn. Ich vergrub das Gesicht im Kissen, was allerdings nur dazu führte, dass sie den Kopf jetzt an meinem Ohr rieb, und so rollte ich mich schließlich auf die Seite und schubste sie gnadenlos vom Bett.

Mit einem entrüsteten Maunzen plumpste sie auf den Boden, und ich zog mir die Decke über den Kopf. Aber selbst durch die Stoffschicht konnte ich deutlich hören, wie Delilah an der Tür scharrte, die leicht im Rahmen klapperte.

Die Tür war zu.

Mit klopfendem Herzen setzte ich mich auf, worauf Delilah ein freudiges Miauen ausstieß und mit einem Satz zurück auf dem Bett war. Ich drückte sie fest an mich, damit sie stillhielt, und lauschte.

Vielleicht hatte ich vergessen, die Küchentür zu schließen, oder sie zugeschlagen, ohne darauf zu achten, ob sie richtig ins Schloss fiel. Aber die Schlafzimmertür ging nach außen auf – eine der Macken meiner eigenwillig

geschnittenen Wohnung. Die Katze konnte sich unmöglich hier eingeschlossen haben. Jemand musste die Tür zugemacht haben.

Ich saß da wie erstarrt, presste Delilahs warmen, bebenden Körper an mich und horchte.

Nichts.

Dann ging mir ein Licht auf – sie musste sich unter dem Bett versteckt haben, als ich nach Hause kam, sodass ich sie versehentlich hier drin eingesperrt hatte. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich konnte mich zwar nicht erinnern, die Schlafzimmertür geschlossen zu haben, aber vielleicht hatte ich sie geistesabwesend hinter mir zugezogen, als ich ins Bett ging. Ehrlich gesagt war ab der U-Bahn-Station alles ziemlich verschwommen. Schon auf der Heimfahrt hatten sich die Kopfschmerzen eingestellt, und jetzt, wo meine Panik langsam verebbte, meldeten sie sich im Hinterkopf wieder. Ich musste wirklich aufhören, unter der Woche Alkohol zu trinken. Mit zwanzig war das in Ordnung gewesen, aber inzwischen konnte ich den Kater nicht mehr so leicht abschütteln.

Delilah wand sich in meiner Umklammerung und bohrte mir die Krallen in den Unterarm, sodass ich sie schließlich losließ, nach meinem Morgenmantel griff und ihn überzog. Dann nahm ich sie wieder hoch, entschlossen, sie hinaus in die Küche zu befördern.

Als ich die Schlafzimmertür öffnete, stand da ein Mann.

Ich würde wirklich gerne beschreiben, wie er aussah, aber ich habe nicht die geringste Ahnung. Das sagte ich auch der Polizei. Ungefähr fünfundzwanzigmal. »Haben Sie denn nirgends ein Stück Haut gesehen? Auch nicht ganz

kurz? Nicht mal am Handgelenk?«, fragten sie immer wieder. Nein, nein und nein. Er trug einen Kapuzenpulli, ein Tuch über Nase und Mund, alles andere lag im Schatten. Bis auf seine Hände.

Er trug Latexhandschuhe. Dieses Detail war es, das mich in Panik versetzte. Die Handschuhe sagten mir: *Ich weiß, was ich tue.* Sie sagten: *Ich bin vorbereitet.* Sie sagten: *Vielleicht geht es mir um mehr als dein Geld.*

Eine endlose Sekunde lang standen wir einander gegenüber, fixierten seine glänzenden Augen meine.

Tausend Gedanken auf einmal rasten mir durch den Kopf: Wo ist mein Handy? Warum habe ich nur so viel getrunken? Nüchtern hätte ich ihn reinkommen hören. Oh Gott, wäre doch bloß Judah hier.

Und dann die Handschuhe. Himmel, diese Handschuhe. So professionell. So klinisch.

Ich sagte nichts, rührte mich nicht. Ich stand einfach nur da, in meinem schäbigen Morgenmantel, und zitterte. Delilah strampelte sich aus meinen erschlafften Armen frei und raste durch den Flur in Richtung Küche.

Bitte, dachte ich. Bitte tu mir nicht weh.

Wo war nur mein Handy?

Dann sah ich, dass der Mann etwas in den Händen hielt. Meine Handtasche – die neue Burberry-Tasche, was mir allerdings in dem Moment vollkommen irrelevant erschien. An der Tasche war nur eines wichtig: Mein Handy war darin.

Um seine Augen herum bildeten sich Fältchen, sodass ich mich fragte, ob er hinter der Maskierung vielleicht lächelte. Ich spürte, wie mir das Blut aus Kopf und Fingern

wich, sich in meiner Körpermitte sammelte, um mich auf das vorzubereiten, was jetzt kam. Kampf oder Flucht – was auch immer angebracht schien.

Er machte einen Schritt nach vorn.

»Nein«, sagte ich. Es sollte klingen wie ein Befehl, doch es wurde ein dünnes, ängstliches Flehen: »N-nei...«

Weiter kam ich nicht. Er knallte die Tür vor mir zu, wobei sie mich an der Wange erwischte.

Eine ganze Weile stand ich wie angewurzelt da und hielt mir die Hand ans Gesicht, stumm vor Schock und Schmerz. Meine Finger waren eisig, aber auf der Wange spürte ich etwas Warmes und Feuchtes. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass ich blutete. Die Zierleiste an der Tür hatte mir eine Platzwunde eingetragen.

Am liebsten wollte ich ins Bett zurück, den Kopf unters Kissen stecken und einfach nur weinen. Doch eine fiese kleine Stimme in meinem Kopf wiederholte unablässig: *Er ist immer noch da. Was, wenn er ins Zimmer kommt? Wenn er dich holen kommt?*

Plötzlich polterte es im Flur, als wäre etwas zu Boden gefallen. Angst durchzuckte mich, doch statt aus meiner Schockstarre zu erwachen, war ich wie gelähmt. *Komm nicht zurück. Komm nicht zurück.* Ich merkte, dass ich die Luft anhielt, und zwang mich, tief und zittrig auszuatmen, bevor ich ganz langsam die Hand in Richtung Tür ausstreckte.

Wieder hörte ich ein Krachen im Flur – das Splittern von Glas –, und da packte ich den Türknauf und stemmte die Füße in den Boden, wild entschlossen, die Tür so lange wie möglich zuzuhalten. Meine nackten Zehen krallten sich in

die Lücken zwischen den alten Dielen. Mit angezogenen Knien hockte ich da und versuchte, mein Schluchzen im Stoff des Morgenmantels zu ersticken, während ich zuhörte, wie er die ganze Wohnung durchwühlte. Ich hoffte inständig, dass Delilah inzwischen im Garten war, in Sicherheit.

Endlich, eine halbe Ewigkeit später, hörte ich, wie die Haustür auf- und wieder zuging. Ich blieb sitzen, das Gesicht gegen die Knie gepresst, um mein Weinen zu dämpfen, denn ich konnte nicht glauben, dass er wirklich weg war. Dass er nicht wiederkommen würde, um mir wehzutun. Meine Finger waren schon ganz taub und steif, trotzdem wagte ich es nicht, den Griff loszulassen.

Wieder sah ich die kräftigen Hände vor mir, das fahle Weiß der Latexhandschuhe.

Ich weiß nicht, wie lange das noch so weitergegangen wäre. Vielleicht hätte ich die ganze Nacht dort gehockt, unfähig, mich zu rühren. Doch dann hörte ich die Katze draußen miauen und an der Tür kratzen.

»Delilah«, krächzte ich. Meine Stimme zitterte so sehr, dass sie nicht mehr nach mir klang. »Hey, Delilah.«

Durch die Tür hörte ich sie schnurren, und das vertraute, tiefe, kettensägenartige Rasseln brach schließlich den Bann.

Meine verkrampften Finger lösten sich. Ich streckte sie vorsichtig, was ziemlich wehtat, dann stand ich auf, versuchte, meine zitternden Beine zu stabilisieren, und drehte am Türknauf.

Er drehte sich. Mühelos. Viel zu leicht, ohne dass sich der Schnapper einen Millimeter rührte. Der Typ hatte von

außen die Spindel entfernt.

Scheiße.

Scheiße, Scheiße, Scheiße.

Ich saß in der Falle.

2

Erst nach zwei Stunden konnte ich mich aus dem Zimmer befreien. Festnetz hatte ich keines, sodass ich niemanden anrufen konnte, und mein Schlafzimmerfenster war vergittert. Ich stocherte so lange mit meiner besten Nagelfeile am Schloss herum, bis sie abbrach, doch schließlich gelang es mir, die Tür zu öffnen, und ich wagte mich vorsichtig in den schmalen Flur hinaus. Obwohl meine Wohnung nur aus drei Räumen bestand – Küche, Schlafzimmer und ein winziges Bad – und man sie eigentlich von meiner Zimmertür aus komplett einsehen konnte, verspürte ich das dringende Bedürfnis, jeden noch so kleinen Winkel zu kontrollieren, selbst den Schrank im Flur, in dem ich meinen Staubsauger aufbewahrte. Ich musste einfach sichergehen, dass der Typ wirklich weg war.

Zitternd und mit pochendem Schädel ging ich nach draußen und stieg die Stufen zur Wohnung meiner Nachbarin hinauf. Über die Schulter spähte ich zurück auf die nächtliche Straße, während ich darauf wartete, dass Mrs Johnson öffnete. Nach meiner Schätzung musste es etwa vier Uhr morgens sein, und es dauerte eine Ewigkeit, bis mein Klopfen sie endlich weckte. Schließlich hörte ich sie murrend die Treppe herunterstapfen. Sie öffnete die Tür einen Spalt breit. In ihrer Miene spiegelte sich eine Mischung aus Schlaftrunkenheit und Furcht. Doch als sie mich im Morgenmantel auf ihrer Türschwelle erblickte,

Gesicht und Hände voller Blut, riss sie die Augen auf und löste hastig die Kette von der Tür.

»Ach du liebe Zeit! Was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Ein Einbrecher.«

Das Sprechen fiel mir schwer. Ich weiß nicht, ob es an der kühlen Herbstluft oder am Schock lag, aber auf einmal zitterte ich am ganzen Körper, und meine Zähne klapperten so sehr, dass ich Angst bekam, sie könnten mir im Mund zerbrechen. Ich schüttelte die Vorstellung ab.

»Sie bluten ja!« Sie musterte mich besorgt. »Du liebe Zeit, so kommen Sie doch rein!«

Ich folgte ihr ins Wohnzimmer ihrer Maisonettewohnung, die zwar klein, düster und völlig überheizt war, mir aber in diesem Moment als idealer Zufluchtsort erschien. Daran konnte selbst der wildgemusterte Paisley-Teppichboden nichts ändern.

»Bitte, setzen Sie sich.« Sie deutete auf ein rotes Plüschsofa, bevor sie ächzend in die Knie ging, um sich am Gasofen zu schaffen zu machen. Es knackte, die Flamme schnellte empor, und noch während Mrs Johnson sich mühsam aufrichtete, fühlte ich die Temperatur um ein Grad steigen. »Ich mache Ihnen einen schönen heißen Tee.«

»Nicht nötig, Mrs Johnson, wirklich nicht. Meinen Sie ...«, setzte ich an.

Doch sie schüttelte nur streng den Kopf. »Nichts geht über heißen, süßen Tee, wenn man unter Schock steht.«

Also fügte ich mich. Die zitternden Hände fest um meine Knie gekrallt, wartete ich, während sie in der winzigen Küche hantierte und schließlich mit zwei Tassen auf einem Tablett zurückkam. Ich nahm eine, zuckte zusammen, als

ich die Hitze auf der Wunde an meiner Hand spürte, und nippte am Tee. Er war so süß, dass er sogar den Blutgeschmack in meinem Mund überdeckte, was unter diesen Umständen wohl ein Segen war.

Mrs Johnson rührte ihre Tasse nicht an, sondern betrachtete mich nur mit Sorgenfalten auf der Stirn.

»Hat er ...« Ihre Stimme versagte. »Hat er Ihnen etwas *angetan?*«

Es war klar, was sie damit meinte. Ich schüttelte den Kopf, aber ich musste noch einen weiteren brühheißen Schluck nehmen, bevor ich mir das Sprechen zutraute.

»Nein, er hat mich nicht angerührt. Die Platzwunde kommt daher, dass er mir die Tür ins Gesicht geknallt hat. Und dann habe ich mich in die Hand geschnitten, als ich versucht habe, mich aus meinem Zimmer zu befreien. Er hatte mich eingesperrt.«

Ein Schauer durchfuhr mich, als ich daran zurückdachte, wie ich mit Nagelfeile und Schere auf das Schloss eingehackt hatte. Judah zog mich wegen meiner Vorliebe für improvisiertes Werkzeug gerne auf – weil ich Schrauben mit einem Buttermesser rausdrehte oder einen Fahrradreifen mithilfe einer Gartenschaufel von der Felge löste. Letzte Woche erst hatte er sich über meinen Versuch lustig gemacht, den Duschkopf mit Isolierband zu reparieren, und dann den ganzen Nachmittag damit zugebracht, ihn in mühevoller Kleinarbeit mit Epoxidharz zusammenzukleben. Aber er war weit weg in der Ukraine, und ich durfte jetzt nicht an ihn denken. Sonst würde ich heulen, und wenn ich einmal damit anfing, würde ich vielleicht nie wieder aufhören.

»Ach, Sie armes Ding.«

Ich schluckte.

»Mrs Johnson, haben Sie vielen Dank für den Tee – aber eigentlich wollte ich fragen, ob ich kurz Ihr Telefon benutzen kann, um die Polizei zu rufen. Er hat nämlich mein Handy mitgenommen.«

»Aber natürlich, es steht da drüben. Aber jetzt trinken Sie erst mal Ihren Tee aus.«

Sie deutete auf ein Beistelltischchen mit Spitzendecke, auf dem sich das wohl letzte Wählscheibentelefon Londons befand, wenn man von den Vintage-Läden in Islington mal absah. Gehorsam trank ich meine Tasse aus, bevor ich zum Hörer griff. Einen Moment lang verharrte mein Finger über der Neun, aber dann überlegte ich es mir anders. Er war ja weg. Was sollten sie jetzt noch tun? Es war kein Notfall mehr.

Also wählte ich die Rufnummer für nicht akute Angelegenheiten und wartete darauf, dass jemand abnahm.

Unterdessen kreisten meine Gedanken um die Hausratversicherung, die ich nicht hatte, das Türschloss, das ich hätte verstärken lassen sollen, und die Katastrophe, zu der sich diese Nacht entwickelt hatte.

Noch Stunden später ging mir das durch den Kopf, während ich dem Mann vom Schlüsseldienst dabei zusah, wie er das dürftig angeschraubte Schnappschloss der Vordertür durch einen ordentlichen Riegel ersetzte, und mir geduldig seinen Vortrag über Einbruchschutz sowie den Zustand der Hintertür anhörte, die er als Lachnummer bezeichnete.

»Das ist bloß 'ne billige Holzfaserverplatte. Ein Tritt und die ist durch. Soll ich's Ihnen zeigen?«

»Nein«, wehrte ich hastig ab. »Nein danke. Ich lasse sie ersetzen. Sie machen nicht zufällig auch Türen, oder?«

»Nein, aber ein Kumpel von mir. Ich schreib Ihnen die Nummer auf. Und in der Zwischenzeit sagen Sie Ihrem Göttergatten, er soll 'ne ordentliche Achtzehn-Millimeter-Sperrholzplatte draufnageln. Sie wollen doch bestimmt nicht, dass sich das von gestern Nacht wiederholt.«

»Nein«, stimmte ich zu. Die Untertreibung des Jahrhunderts.

»Ich hab 'nen Kumpel bei der Polizei, von dem weiß ich, dass ein Viertel aller Einbrüche Wiederholungstaten sind. Die Täter kommen zurück, um sich mehr zu holen.«

»Na wunderbar«, erwiderte ich. Genau das, was ich jetzt hören wollte.

»Achtzehn Millimeter. Soll ich's Ihrem Mann aufschreiben?«

»Nein danke, ich bin nicht verheiratet.« Und obwohl ich Eierstöcke habe, kann ich mir eine zweistellige Zahl gerade noch so merken.

»Ach so, verstehe. Ja dann«, brummte er, als wäre dadurch irgendetwas klarer. »Mit dem Türrahmen können Sie übrigens auch niemandem imponieren. Sie brauchen einen London-Bar. Ohne den nützt Ihnen das beste Schloss nichts - wenn die es Ihnen aus dem Rahmen treten, stehen Sie genauso blöd da. Ich hab noch einen im Wagen, der passen könnte. Sie wissen, was das ist?«

»Ja, weiß ich«, antwortete ich matt. »Eine Metalleiste, die über dem Schloss befestigt wird, oder?« Ich hatte zwar

den Verdacht, dass er aus der Situation das Maximum für sich herausholen wollte, aber das war mir im Moment egal.

»Wissen Sie was?« Er stand auf und steckte sein Werkzeug in die Overalltasche. »Ich montiere Ihnen den London-Bar, und dazu mache ich Ihnen noch gratis eine Sperrholzplatte an die Hintertür. Im Wagen hab ich noch eine, die von der Größe einigermaßen passen müsste. Kopf hoch, junge Frau. Auf diesem Weg kommt er jedenfalls nicht mehr rein.«

Irgendwie fand ich seine Worte nicht besonders tröstlich.

Als er weg war, machte ich mir eine Tasse Tee und lief in der Wohnung auf und ab. Dabei kam ich mir vor wie Delilah, als ein Kater sich einmal durch die Katzenklappe Zutritt verschafft und in den Flur gepinkelt hatte – stundenlang war sie durch die Zimmer getigert, hatte sich an sämtlichen Möbelstücken gerieben und in alle Ecken gemacht, um Stück für Stück ihr Revier zurückzuerobern.

Auch wenn ich nicht so weit ging, ins Bett zu machen, hatte ich ebenfalls das Gefühl, dass jemand in mein Allerprivatestes vorgedrungen war. Genau wie Delilah hatte ich das dringende Bedürfnis, mir zurückzuholen, was der Typ geschändet hatte. *Geschändet?*, ertönte eine sarkastische Stimme in meinem Innern. *Mach mal halblang, du Drama-Queen.*

Aber so empfand ich es. Meine kleine Wohnung war durch sein Eindringen beschmutzt worden und nun nicht mehr sicher. Die Aussage bei der Polizei war eine Tortur gewesen – ja, ich habe ihn gesehen, nein, beschreiben kann ich ihn nicht. Was in der Tasche war? Ach, wissen Sie, bloß

mein ganzes Leben: Geld, Handy, Führerschein, meine Tabletten, im Grunde alles, was ich tagtäglich brauche, von Wimperntusche bis zur Monatskarte.

In meinem Kopf hallte der kühle, unpersönliche Tonfall des Polizisten noch nach.

»Um was für ein Mobiltelefon handelt es sich?«

»Nichts Wertvolles«, erwiderte ich matt. »Ein altes iPhone. Das Modell weiß ich gerade nicht, aber das lässt sich rausfinden.«

»Danke. Jegliche Information zu Modell und Seriennummer könnte helfen. Sie haben auch Tabletten erwähnt – welche Art von Tabletten, wenn ich fragen darf?«

Ich ging sofort in die Defensive. »Was hat denn meine Krankengeschichte damit zu tun?«

»Gar nichts.« Der Polizist blieb vollkommen ruhig und geduldig, was mich nur noch mehr aufbrachte. »Es ist bloß so, dass manche Medikamente auf dem Schwarzmarkt beliebt sind.«

Dass die Wut, die in mir hochkochte, unangemessen war, wusste ich – er machte ja nur seine Arbeit. Aber schließlich war der Einbrecher derjenige, der das Verbrechen begangen hatte. Warum also kam ich mir vor wie bei einem Verhör?

Ich hatte meinen Tee in der Hand und war auf dem Weg ins Schlafzimmer, als plötzlich jemand an die Tür hämmerte. Das laute Geräusch, das durch die stille Wohnung hallte, jagte mir einen solchen Schrecken ein, dass ich zusammenfuhr und instinktiv in Deckung ging.

Vor meinem inneren Auge blitzte wieder das maskierte Gesicht auf, das fahle Weiß der Latexhandschuhe.

Erst als es ein zweites Mal klopfte, erwachte ich aus meiner Erstarrung und sah die zerbrochene Tasse auf den Fliesen. Meine Füße standen in einer Lache aus Tee.

Wieder pochte es.

»Einen Moment!«, rief ich, auf einmal wütend und den Tränen nah. »Ich komme ja schon! Können Sie mal aufhören, gegen die Tür zu hämmern!«

»Entschuldigen Sie«, sagte der Polizist, als ich schließlich öffnete. »Ich wusste nicht, ob Sie mich gehört haben.« Und dann, als er die Pfütze und die Scherben sah: »Himmel, was ist denn hier los? Noch ein Einbruch? Haha.«

Es war schon Nachmittag, als er endlich mit dem Protokoll fertig war. Als er weg war, klappte ich meinen Laptop auf, der zum Zeitpunkt des Einbruchs glücklicherweise im Schlafzimmer gelegen hatte. Neben meinen ganzen Unterlagen für die Arbeit, von denen die meisten nirgends sonst gespeichert waren, befanden sich darauf auch alle Passwörter, einschließlich – und bei dem Gedanken fasste ich mir an den Kopf – einer Datei, die ich zuvorkommenderweise »Banksachen« benannt hatte. Bis auf meine PINs stand so ziemlich alles da drin.

Die übliche Flut von E-Mails ergoss sich in mein Postfach, darunter eine mit dem Betreff »Wolltest du dich heute noch blicken lassen :)?«. Erschrocken stellte ich fest, dass ich völlig vergessen hatte, bei ›Velocity‹ Bescheid zu sagen.

Anstatt zu antworten, holte ich den 20-Pfund-Schein aus der Teedose, den ich dort als Taxigeld für Notfälle

aufbewahrte, und stattete dem etwas zwielichtigen Handyladen an der U-Bahn-Station einen Besuch ab. Nach einigem Hin und Her konnte ich dem Verkäufer schließlich ein Prepaid-Handy mit SIM-Karte für fünfzehn Pfund abschwatzen, mit dem ich mich ins Café gegenüber setzte und die stellvertretende Feature-Redakteurin Jenn anrief, die mir im Büro gegenüber saß.

Ich schilderte ihr, was geschehen war, allerdings so, dass es deutlich amüsanter und absurder klang, als es tatsächlich gewesen war. Ich malte ihr bis in kleinste Detail aus, wie ich mit der Nagelfeile am Türschloss herumhantiert hatte; die Handschuhe und das Gefühl von Ohnmacht und Todesangst unterschlug ich ebenso wie die erschreckend realistischen Flashbacks, die mich seitdem heimsuchten.

»Ach du Scheiße!« Ihre Stimme am anderen Ende der wackeligen Verbindung klang entsetzt. »Geht es dir gut?«

»Ja, mehr oder weniger. Aber ich werde heute nicht mehr kommen. Ich muss die Wohnung in Ordnung bringen.« Wobei es in Wahrheit gar nicht so schlimm war. Für einen Kriminellen hatte er die Wohnung in recht gepflegtem Zustand hinterlassen, das musste man ihm lassen.

»Ach Gott, Lo, du Arme. Hör mal, soll ich für die Nordlicht-Sache eine Vertretung finden?«

Kurz wusste ich nicht, wovon sie sprach – dann fiel es mir wieder ein: die *Aurora Borealis*, ein kleines, exklusives Luxuskreuzfahrtschiff für Reisen zu den norwegischen Fjorden. Durch eine glückliche Fügung, die ich mir selbst noch nicht ganz erklären konnte, war ich in den Besitz

einer der wenigen Pressekarten gekommen, die für die Jungfernfahrt vergeben worden waren.

Es war eine großartige Gelegenheit, denn obwohl ich für ein Reisemagazin arbeitete, verbrachte ich den Großteil meiner Tage damit, Meldungen aus irgendwelchen Pressemitteilungen zusammenzuschustern und Bilder für die Artikel, die meine Chefin Rowan von ihren Luxusreisen in die Redaktion sandte, auszuwählen. Eigentlich hätte sie selbst fahren sollen, aber weil sie kurz nach der Zusage feststellen musste, dass ihr die schwangerschaftsbedingte Morgenübelkeit doch stärker zu schaffen machte als gedacht, fiel mir die Kreuzfahrt wie ein großes Geschenk in den Schoß, ein Paket gefüllt mit Verantwortung und Möglichkeiten. Es war ein Vertrauensbeweis, denn schließlich hätte sie diesen Gefallen genauso gut auch anderen, sehr viel erfahreneren Kollegen erweisen können. Wenn ich es geschickt anstellte, konnte ich mir dadurch beim Gerangel um Rowans Mutterschutzvertretung einen Vorteil verschaffen und würde vielleicht endlich jene Beförderung bekommen, die sie mir schon seit Jahren versprach.

Allerdings sollte es schon dieses Wochenende losgehen. Sonntag, um genau zu sein. In zwei Tagen.

»Nein«, versicherte ich hastig und war selbst überrascht, wie entschlossen ich dabei klang. »Nein, ich zieh das auf jeden Fall durch. Mir geht's gut.«

»Bist du sicher? Was ist mit deinem Pass?«

»Der war im Schlafzimmer, den hat er nicht gefunden.«
Gott sei Dank.

»Bist du *ganz* sicher?«, fragte sie noch einmal, hörbar besorgt. »Das ist eine große Sache – nicht nur für dich, sondern fürs Magazin, meine ich. Wenn du es dir nicht zutraust, würde Rowan sicher nicht wollen, dass ...«

»Ich traue es mir zu«, unterbrach ich sie. Unter keinen Umständen würde ich mir diese Gelegenheit entgehen lassen. Wer wusste schon, ob ich noch mal eine bekäme.

»Versprochen. Ich will das wirklich machen, Jenn.«

»Okay ...«, sagte sie schließlich zögernd. »Dann also volle Fahrt voraus, ja? Heute Morgen ist das Pressepaket angekommen, das schicke ich dir gleich zusammen mit den Zugfahrkarten per Kurier. Rowans Notizen müssten hier auch noch irgendwo sein. Hauptsächlich geht es wohl um eine angemessene Lobeshymne auf das Schiff, weil Rowan die Firma gerne als Werbekunden hätte, aber unter den Gästen sollten auch ein paar interessante Leute sein – wenn du also noch das eine oder andere Porträt einbauen kannst, umso besser.«

»In Ordnung.« Von der Theke des Cafés nahm ich einen Stift und machte mir auf einer Papierserviette Notizen.

»Wann geht es noch mal los?«

»Dein Zug fährt um zehn Uhr dreißig in King's Cross ab – aber ich leg dir alles ins Pressepaket.«

»Alles klar. Vielen Dank, Jenn.«

»Kein Problem«, erwiderte sie. In ihrer Stimme klang etwas Wehmut mit, und ich fragte mich, ob sie gehofft hatte, selbst für Rowan einspringen zu können. »Pass auf dich auf, Lo. Mach's gut.«

Es dämmerte schon, als ich langsam zurücktrottete. Mir taten die Füße weh, meine Wange schmerzte, und ich wollte einfach nur nach Hause und ein langes, heißes Bad nehmen.

Die Tür zu meiner Souterrainwohnung lag wie immer im Schatten, und mir kam wieder mal der Gedanke, dass ich eine Sicherheitsleuchte brauchte, und sei es nur, um in der Handtasche meine Schlüssel zu finden. Doch selbst im Dämmerlicht konnte ich die Holzsplitter an der Stelle sehen, wo er das Schloss aufgebrochen hatte. Es war mir ein Rätsel, dass ich ihn nicht gehört hatte. *Tja, was erwartest du, du warst eben betrunken*, sagte die fiese kleine Stimme in meinem Kopf.

Immerhin fühlte sich das neue Schloss beruhigend stabil an. Drinnen angekommen verriegelte ich die Tür, streifte die Schuhe ab und schlich erschöpft in Richtung Bad. Mit einem Gähnen stellte ich das Badewasser an und ließ mich auf den Toilettendeckel fallen. Ich zog mir die Strumpfhose aus, begann, mein Oberteil aufzuknöpfen ... und dann hielt ich inne.

Normalerweise lasse ich die Badezimmertür offen – schließlich gibt es nur mich und Delilah hier, und die Wände der Kellerwohnung sind ziemlich anfällig für Feuchtigkeit. Außerdem tue ich mich generell schwer mit geschlossenen Räumen, zumal dieser hier sich bei heruntergelassenem Rollo besonders eng anfühlt. Doch obwohl die Wohnungstür abgeschlossen und zusätzlich durch den London-Bar verstärkt war, überprüfte ich zur Sicherheit das Fenster und schloss die Badezimmertür ab, bevor ich mich auszog.

Ich war so hundemüde. Vor meinem geistigen Auge sah ich, wie ich in der Badewanne einschlief, unter die Wasseroberfläche sank und wie Judah eine Woche später meinen nackten, aufgedunsenen Körper entdeckte ... Ich schüttelte den Gedanken ab. Ich musste aufhören, so melodramatisch zu sein. In der knapp einen Meter zwanzig langen Wanne musste ich mich schon mühsam verrenken, um nur das Shampoo aus den Haaren zu spülen, von Ertrinken ganz zu schweigen.

Das heiße Wasser brannte in der Platzwunde auf meiner Wange, und ich schloss die Augen und versuchte, mich an einen anderen Ort zu versetzen, weit weg von diesem klaustrophobisch kleinen Raum, von diesem verkommenen London mit all seiner Kriminalität. Ein Strandspaziergang im hohen Norden vielleicht, dazu das beruhigende Rauschen der ... äh ... Ostsee? Für eine Reisejournalistin bin ich beunruhigend schlecht in Geografie.

Doch die unerwünschten Erinnerungen stürmten weiter auf mich ein. Was der Schlosser über Wiederholungstaten gesagt hatte. Wie ich, die Füße fest gegen die Bodendielen gestemmt, vor der Schlafzimmertür kauerte. Der Anblick der kräftigen Hände im gelblichweißen Latex, die schwarzen Härchen, die sich darunter abzeichneten ...

Verdammt.

Ich schlug die Augen auf, aber diesmal half der Realitätsabgleich nichts. Stattdessen sah ich die feuchten Badezimmerwände bedrohlich näher rücken, als wollten sie mich zermalmen.

*Du drehst schon wieder durch, zischte die Stimme.
Merkst du das nicht?*

Sei still. Sei still, sei still, sei still. Ich kniff die Augen zu und versuchte, die Bilder durch Zählen aus meinem Kopf zu vertreiben. *Eins. Zwei. Drei. Einatmen. Vier. Fünf. Sechs. Ausatmen. Eins. Zwei. Drei. Einatmen. Vier. Fünf. Sechs. Ausatmen.*

Nach einer Weile verblassten die Bilder, aber an Entspannung war trotzdem nicht zu denken. Plötzlich spürte ich den heftigen Drang, dem stickigen, engen Raum zu entkommen. Ich stieg aus der Wanne, wickelte mich in ein Handtuch und lief ins Schlafzimmer, wo der Laptop noch auf dem Bett lag.

Ich klappte ihn auf und tippte in die Google-Suchmaske: »Wie viel % Einbrüche sind Wiederholungen?«

Ich klickte auf das erstbeste Ergebnis und überflog die Seite, bis ich zu diesem Absatz kam: »Wenn Einbrecher wiederkommen – Einer landesweiten Erhebung zufolge handelt es sich bei 25–50 % aller Einbrüche im Laufe eines Jahres um Wiederholungstaten. Geschätzt wird außerdem, dass 25–35 % der Einbruchopfer im gleichen Zeitraum erneut zum Opfer werden. Statistiken der britischen Polizeibehörden legen nahe, dass 28–51 % der Wiederholungstaten innerhalb eines Monats stattfinden, 11–25 % innerhalb einer Woche.«

Na toll. Also hatte mich der freundliche Schlosser mit seinen Schreckensszenarien nicht ängstigen wollen, sondern sogar noch untertrieben – wobei mir die rätselhafte Diskrepanz zwischen den fast fünfzig Prozent Wiederholungstaten und den nur fünfunddreißig Prozent auf der Seite der Opfer Kopfzerbrechen bereitete. So oder

so gefiel mir der Gedanke, in diese Statistik zu fallen, überhaupt nicht.

Weil ich mir geschworen hatte, an diesem Abend keinen Alkohol zu trinken, machte ich mir, nachdem ich Vorder- und Hintertür, Fensterschlösser und dann ein zweites und drittes Mal die Vordertür kontrolliert hatte, eine Tasse Kamillentee.

Dann verzog ich mich mit meinem Tee, dem Laptop, dem Pressepaket und einer Packung Schokoladenkekse ins Schlafzimmer. Es war erst acht Uhr, und ich hatte noch nicht zu Abend gegessen, aber ich fühlte mich vollkommen erschöpft – zu erschöpft, um zu kochen oder auch nur den Lieferservice anzurufen. Ich öffnete die Presseinformationen zur Fjordkreuzfahrt, kuschelte mich unter die Bettdecke und wartete darauf, dass mich der Schlaf übermannte.

Das tat er aber nicht. Ich tunkte Kekse um Kekse in meinen Tee und las Seite um Seite voller Fakten und Zahlen zur *Aurora*. Nur zehn luxuriös ausgestattete Kabinen ... maximal zwanzig Passagiere ... handverlesenes Personal aus den weltbesten Restaurants und Hotels ... Selbst die technischen Details zu Tiefgang und Tragfähigkeit des Schiffs konnten mich nicht in den Schlaf lullen. Ich war und blieb hellwach, völlig erschlagen und aufgedreht zugleich.

Während ich dort in meinen Kokon gewickelt lag, versuchte ich, nicht an den Einbrecher zu denken. Ich zwang mich, über die Arbeit nachzudenken und darüber, was ich bis Sonntag noch alles erledigen musste. Die neue Bankkarte abholen. Packen und für die Reise recherchieren. Ob ich Judah vor der Abreise noch sehen

würde? Bestimmt würde er versuchen, mich unter der alten Nummer zu erreichen.

Ich legte die Presseinfos zur Seite und öffnete mein E-Mail-Postfach.

»Hi Schatz«, tippte ich, stockte dann und biss auf meinem Fingernagel herum. Was sollte ich schreiben? Ihm von dem Einbruch zu erzählen hatte keinen Zweck, jedenfalls im Moment nicht. Er würde sich nur Vorwürfe machen, dass er nicht da gewesen war, als ich ihn gebraucht hätte. »Ich hab mein Handy verloren«, schrieb ich stattdessen. »Lange Geschichte, erklär ich dir später. Aber wenn was ist, im Moment bitte per E-Mail, keine SMS. Wann kommst du am Sonntag zurück? Ich muss wegen der Kreuzfahrt schon morgens nach Hull. Hoffe, wir sehen uns noch, bevor ich fahre - aber sonst dann nächstes Wochenende? Kuss, Lo.«

Ich klickte auf *Senden* und hoffte, er würde sich nicht wundern, warum ich nachts um Viertel vor eins E-Mails verschickte. Dann klappte ich den Laptop zu, nahm mein Buch und versuchte, mich in den Schlaf zu lesen.

Ohne Erfolg.

Um 3:35 Uhr taumelte ich in Richtung Küche, griff nach der Ginflasche und mixte mir den stärksten Gin Tonic, den ich noch runterbringen konnte. Wie lebensrettende Medizin stürzte ich ihn hinunter, schüttelte mich wegen des scharfen Geschmacks und schenkte sofort den nächsten ein. Auch dieses Glas trank ich leer, wenn auch etwas langsamer. Danach blieb ich eine Weile stehen und spürte, wie der Alkohol in meinen Adern kribbelte, die Muskeln lockerte und meine Unruhe dämpfte.

Schließlich leerte ich den restlichen Gin ins Glas, nahm es mit ins Schlafzimmer und legte mich hin. Steif und angespannt, den Blick fest auf das leuchtende Display der Uhr gerichtet, wartete ich darauf, dass der Alkohol seine Wirkung tat.

Eins. Zwei. Drei. Einatmen. Vier ... Fünf ... Fü...

Irgendwann muss ich doch eingeschlafen sein. Eben noch hatte ich mit müden, schmerzenden Augen den Wecker angestarrt und gesehen, wie die Ziffern auf 4:44 Uhr sprangen, und im nächsten Moment blinzelte ich in das pelzige Gesicht von Delilah, die mich mit ihren Schnurrhaaren in der Nase kitzelte und mir so mitteilte, dass es Zeit für Frühstück war. Ich stöhnte. Mein Kopf schmerzte noch stärker als gestern, wobei ich nicht sicher war, ob es an der Wunde lag oder an einem weiteren Kater. Der letzte Gin Tonic stand noch halb voll auf dem Nachttisch neben dem Wecker. Als ich daran roch, musste ich fast würgen. Er bestand sicher zu zwei Dritteln aus Gin. Was hatte ich mir nur dabei gedacht?

Die Uhr zeigte 6:04 Uhr, was bedeutete, dass ich keine anderthalb Stunden geschlafen hatte, doch jetzt war ich nun mal wach. Ich stand also auf, zog den Vorhang beiseite und blickte hinaus in die graue Dämmerung, von der aus sich einzelne Sonnenstrahlen wie dünne Finger durch die Fenster meiner Souterrainwohnung hereinstahlen. Es war ein kalter und ungemütlicher Morgen, und ich fröstelte, als ich in meine Hausschuhe schlüpfte und durch den Flur zum Thermostat lief, um die Zeitschaltung abzustellen und die Heizung in Gang zu setzen.

Es war Samstag, und so musste ich zwar nicht arbeiten, aber weil die Reisevorbereitungen, die Umleitung meiner Handynummer auf das neue Telefon und die Ausstellung der neuen Bankkarte fast den ganzen Tag in Anspruch nahmen, war ich am Abend ganz benommen vor Müdigkeit.

Es war genauso schlimm wie damals, als ich von Thailand über L.A. zurück nach Hause geflogen war – nach einer Reihe von Nachtflügen war ich vor Schlafentzug völlig neben mir und hoffnungslos desorientiert gewesen. Irgendwo über dem Atlantik sah ich ein, dass Schlaf offenbar keine Option mehr war und es keinen Zweck hatte, es weiter zu versuchen. Als ich mich später zu Hause aufs Bett fallen ließ, war es wie ein Sturz ins Bodenlose, kopfüber in die Besinnungslosigkeit. Erst als Judah zweiundzwanzig Stunden später mit der Sonntagszeitung gegen meine Tür hämmerte, wachte ich, ganz zerschlagen und mit steifen Gliedern, wieder auf.

Diesmal aber war mein Bett kein Zufluchtsort mehr.

Vor der Abreise musste ich mich unbedingt wieder fangen. Ich hatte die einmalige, unbezahlbare Gelegenheit, mich nach zehn Jahren in der Tretmühle des Copy-and-Paste-Journalismus endlich zu beweisen. Das war meine Chance, zu zeigen, dass ich es drauf hatte – dass ich wie Rowan netzwerken, mich auf jedem gesellschaftlichen Parkett bewegen und das Magazin in die Welt der Reichen und Schönen bringen konnte. Denn Lord Bullmer, der Besitzer der *Aurora Borealis*, war ganz ohne Frage Teil dieser Welt. Schon ein Prozent seines Werbeetats würde reichen, um ›Velocity‹ mehrere Monate über die Runden zu

bringen. Dazu kamen die bekannten Reiseautoren und Fotografen, die zweifellos zur Jungfernfahrt eingeladen worden waren und deren Namen sich unter den Artikeln im Magazin sehr gut machen würden.

Meine Absicht war nicht, Bullmer beim Abendessen in Verkaufsgespräche zu verwickeln, das wäre viel zu plump und geschäftsmäßig. Wenn es mir aber gelänge, seine Nummer zu bekommen und dafür zu sorgen, dass er meinen Anruf auch entgegennahm ... dann wäre ich meiner Beförderung schon ein ganzes Stück näher.

Während ich zum Abendessen mechanisch eine Tiefkühlpizza in mich hineinstopfte, bis ich nicht mehr konnte, setzte ich meine Lektüre des Pressepakets fort. Doch die Wörter und Bilder tanzten vor meinen Augen, die Adjektive verschwammen ineinander: *exklusiv ... funkelnde ... luxuriöse ... von Meisterhand gefertigt ... formvollendet ...*

Mit einem Gähnen ließ ich die Broschüre sinken und blickte auf die Uhr. Schon nach neun. Gott sei Dank, endlich konnte ich schlafen gehen. Während ich alle Türen und Schlösser doppelt und dreifach kontrollierte, sagte ich mir, dass die grenzenlose Erschöpfung auch eine positive Seite hatte. Eine Wiederholung von gestern Nacht würde es nicht geben. Sollte der Typ tatsächlich zurückkommen, würde ich den Einbruch vermutlich verschlafen.

Um 22:47 Uhr wusste ich, dass ich mich geirrt hatte.

Um 23:23 Uhr heulte ich wie ein kleines Kind.

Würde das jetzt so weitergehen? Würde ich nie wieder schlafen können?